



LINDA  
HOWARD

MORD  
GEFLÜSTER

ROMANTIC THRILLER

be HEARTBEAT

Ganz ehrlich, ich war es unendlich leid, dass mich ständig jemand umzubringen versuchte. Wer nicht weiß, wovon ich rede, muss mein voriges Buch lesen. Man hat auf mich geschossen (die jetzige Frau meines Exmannes); meine Bremsleitungen durchgeschnitten (mein Ex persönlich), was zu einem Massenauffahrunfall geführt hatte; und jetzt das. Ich hatte die Schmerzen so satt. Ich hatte es so satt, ständig meinen Terminkalender abändern zu müssen. Und ich hatte es *endgültig* satt, nicht gut auszusehen.

Der Asphalt lag rau unter meiner Wange. Aus dem schrillen Schmerzengesetzter, das aus den Nervenenden überall in meinem Körper gellte, schloss ich, dass ich größere Mengen an Haut auf dem Asphalt gelassen haben musste. Gott sei Dank trug ich lange Hosen, aber ehrlich, nur Leder schützt die Haut wirklich, weshalb ich den unangenehmen Verdacht hatte, dass die Hose nicht groß geholfen hatte. Schürfwunden sehen wirklich übel aus. Ich begann mir Sorgen zu machen; wie würde ich bei meiner Hochzeit aussehen? Reichten vier Wochen zur Heilung, oder würde ich für teures Geld einen Haufen Körper-Make-up erstehen müssen, das sich eklig anfühlt und braune Schmierer auf meinem Hochzeitskleid hinterlassen würde? Vielleicht musste ich den ärmellosen, sexy Traum aus Seide, den ich im Geist vor mir gesehen hatte, abschreiben, und stattdessen etwas tragen, das den Körper verhüllt, eine Burka vielleicht oder ein Zelt – nicht dass zwischen beidem ein großer Unterschied bestanden hätte.

Also, verflixt und zugenäht, warum *kam* denn niemand? Wollten wirklich alle bis Mitternacht in diesem blöden Einkaufszentrum bleiben? Wie lange müsste ich noch hier herumliegen, bis mich jemand sah und mir half? Ich wäre um Haaresbreite zu Brei gefahren worden! Da war ein wenig Zuwendung, ein wenig *irgendwas* nicht zu viel verlangt!

Ich wurde immer ärgerlicher. Hallo ... ein lebloser Körper auf dem Parkplatz, und das fällt niemandem auf? Ja, es war Nacht, aber der Parkplatz wurde von diesen riesigen Magnesiumlampen erhellt, und ich lag auch nicht zwischen zwei Autos oder so. Ich war ... ich schlug die Augen auf und versuchte mich zu orientieren.

Mein Blick war immer noch verschwommen; ich konnte nichts außer schwarzen Schatten und Lichterflecken erkennen, und auch die tanzten und verliefen ineinander. Automatisch wollte ich meine Augen reiben, musste aber feststellen, dass meine Arme, und zwar beide, nicht gehorchen wollten. Sie bewegten sich schon, aber nur sehr widerwillig und nicht besonders gut – keinesfalls so gut, dass ich meine unkoordiniert zuckenden Finger in die Nähe meiner Augen bringen konnte; am Ende würde ich mir selbst die Augen auskratzen, und das wäre doch der blanke Hohn, oder etwa nicht?

Okay, ich konnte also nicht wirklich erkennen, wo ich gelandet war. Trotzdem musste ich am Ende der ersten Parkreihe liegen, wo mich *irgendwer* bemerken musste. Irgendwann.

Wie aus weiter Ferne hörte ich einen Wagen starten. Solange es kein Wagen war, der rückwärts über mich hinweg aus der Parklücke rollte, war das kein Problem, ich tröstete mich damit, dass der Fahrer, um zu besagtem Wagen zu gelangen, gezwungen wäre, über mich hinwegzusteigen, weshalb dieses Szenario nicht besonders wahrscheinlich war. Andererseits hatte es schon Tage gegeben, an denen ich so in Eile gewesen war, dass ich

über alles, was am Boden lag, hinweggestiegen wäre und mir gedacht hätte: *Das erledige ich später.*

Ein neuer, besorgniserregender Gedanke: dass ich von jemandem wie mir überrollt werden könnte.

Ob es wohl schon Aufzeichnungen darüber gab, wie lange jemand unbemerkt auf einem Parkplatz liegen konnte? Und – igitt – was sollte ich unternehmen, wenn Ameisen und anderes Getier auf mir herumzukrabbeln begannen? Ich blutete. Wahrscheinlich wuselten schon jetzt alle möglichen Krabbelkäfer begeistert auf mich, ihr leckeres Festmahl, zu.

Der Gedanke war so eklig, dass ich sofort aufgesprungen wäre, wenn mein Kopf nicht so wehgetan hätte. Nein, ich mag keine Käfer. Ich habe keine Angst vor ihnen, aber ich finde sie eklig und widerlich, ich will sie nicht in meiner Nähe haben.

Wenn ich es recht bedachte, war der ganze Parkplatz eklig und widerlich. Menschen ohne Anstand und Erziehung spucken auf den Asphalt, und manchmal spucken sie mehr als nur Spucke. Auf dem Asphalt landet jede nur erdenkliche Scheiße, inklusive, na gut, Scheiße.

O Gott, ich musste aufstehen, bevor ich an einer Überdosis Ekel zugrunde ging. Niemand würde mir zu Hilfe kommen, jedenfalls nicht laut *meinem* Fahrplan, auf dem *jetzt sofort* stand. Ich müsste mir selbst helfen. Ich musste meine Handtasche finden und das Handy herauswählen – ich hoffte, dass das Mistding noch funktionierte, dass der Akku nicht herausgeschleudert worden war oder sonst was, denn es hätte eindeutig meine Kräfte überstiegen, jetzt auch noch den Akku wiederzufinden und einzusetzen –, und dann musste ich die Polizei rufen. Außerdem musste ich mich aufsetzen und meinen Körper von diesem ekligen Asphalt lösen, weil sich mein psychischer Zustand andernfalls in Windeseile meinem physischen angleichen würde.

Auf drei, nahm ich mir vor, würde ich mich aufsetzen. *Eins. Zwei. Drei.* Nichts geschah. Mein Geist wusste, was ich tun wollte, doch mein Körper sagte äh-äh. Er hatte dieses Aufsitzdingens schon einmal probiert.

Das nervte tierisch, fast so sehr wie das unbemerkt Herumliegen. Okay, das ist gelogen. Unbemerkt herumliegen stand fast ganz oben auf der Liste. Hätte ich für alles, was mich in diesem Moment nervte, Noten verteilen müssen, hätte die Tatsache, dass mich – *schon wieder!* – jemand umzubringen versuchte, die vollen zehn Punkte bekommen. Dass mich niemand bemerkte, hätte neun Punkte bekommen. Mein ungehorsamer Körper folgte mit etwa fünf Punkten abgeschlagen auf Rang drei.

Trotzdem war ich jahrelang Cheerleader gewesen, von der Junior High angefangen bis zum Ende meiner Collegezeit. Ich hatte meinem Körper schon unzählige Male befohlen, schmerzhaft Dinge zu tun, meist hatte er mir gehorcht. Es war einfach Unfug, dass er mir jetzt, wo es um viel mehr ging, als um einen perfekt gesprungenen Salto, den Gehorsam verweigerte. Hier stand unter Umständen mein Leben auf dem Spiel! Nicht nur das, ich hatte auch das Gefühl, dass etwas über mein Gesicht krabbelte. Damit stand fest, ich musste aufstehen. Ich musste Hilfe rufen.

Vielleicht hatte ich mir zu viel vorgenommen. In einer einzigen Bewegung aufzusitzen, ohne dass mir die Panik zusätzlichen Schwung verlieh, überstieg eindeutig meine Kräfte.

Vielleicht sollte ich lieber noch einmal versuchen, den Arm zu bewegen.

Das klappte gar nicht so schlecht. Mein rechter Arm schmerzte, aber er tat genau das, was ihm mein Hirn befahl, und hob folglich mühsam (das hatte ihm das Hirn nicht befohlen, das machte er selbst) die Hand, damit ich das, was über mein Gesicht krabbelte, wegwischen konnte.

Ich erwartete, ein Insekt zu erwischen. Ich machte mich darauf gefasst, ein Insekt zu spüren. Stattdessen spürte ich etwas Nasses, Klebriges.

Okay, ich blutete also. Das überraschte mich irgendwie, obwohl es das nicht hätte tun sollen. Genauer gesagt überraschte mich nicht die Tatsache, dass ich blutete, sondern dass ich am Kopf oder im Gesicht oder an beiden Stellen blutete. Ich wusste, dass ich mir den Kopf angeschlagen hatte, weshalb die Übelkeit und die Kopfschmerzen auf eine Gehirnerschütterung schließen ließen, aber anscheinend wurde meine Lage immer schlimmer und schlimmer, wie jemand mal gesagt hat. Müsste ich genäht werden, falls ich mein Gesicht zerschnitten hatte? So wie die Dinge im Moment liefen, würde ich wie Franksteins Braut aussehen, bis Wyatt und ich endlich heirateten.

Diese Erkenntnis schoss auf meinem Nervometer auf gut sieben Punkte hoch. Vielleicht sogar auf die Acht. Meine persönlichen Pläne mit Wyatt konnte ich mir abschminken, wenn mein Gesicht vernarbt und mit abblätterndem Schürfwundenschorf überzogen war, denn wie sollte er bei so einem Anblick vor Lust vergehen?

Immerhin war er diesmal nicht dabei. Bei den beiden vorigen Mordanschlägen auf mich war er dabei gewesen, und das hatte ihm auf jede nur denkbare Weise höllisch zu schaffen gemacht. Als Bulle war er stinkwütend gewesen. Als Mann war er außer sich vor Zorn. Als der Mann, der mich liebte, hatte er schreckliche Angst um mich gehabt. Natürlich hatte er all das gezeigt, indem er sich noch arroganter und aufgeblasener gebärdet hatte als üblich, und angesichts seines Grundzustandes in diesen beiden Eigenschaften kann sich jede Frau ausmalen, wie unerträglich er dadurch wurde. Nur gut, dass ich ihn damals schon liebte, andernfalls hätte ich ihn umgebracht.

Dass ich an Wyatt dachte, würde mir keine schnelle Hilfe bringen. Eigentlich bin ich sehr gut darin, unangenehme Aufgaben aufzuschieben, aber das hier duldeten keinen Aufschub mehr. Ich musste mich dazu zwingen, mich zu bewegen, auch wenn es noch so wehtat.

Ich lag auf meiner linken Seite und hatte den linken Arm unter mir eingeklemmt. Also stemmte ich die rechte Hand auf Schulterhöhe auf den Boden und hievte mich unter Schmerzen hoch, bis es mir gelang, mich auf den linken Ellbogen zu stützen. Dann legte ich eine Pause ein, in der ich gegen die Übelkeit und das grässliche Pochen in meinem Kopf ankämpfte, und wartete ab, bis das Schlimmste überstanden war, bevor ich mich aufrecht hinsetzte.

Okay. Gebrochen war nichts. Ich hatte genug Erfahrung mit Knochenbrüchen, um das feststellen zu können. Schürfwunden, Blutergüsse, Gelenkschmerzen und eine Gehirnerschütterung, aber keine Knochenbrüche. Hätte ich Todesangst empfunden, hätte ich wahrscheinlich aufspringen und davonrennen können, aber offenbar war die dumme Kuh, die mich um ein Haar überfahren hätte, mit ihrem Straßenkoller dorthin abgerauscht, wo ein Straßenkoller hingehört, nämlich auf die Straße. Nachdem ich nicht mehr in

unmittelbarer Gefahr schwebte, blieb ich sitzen und wischte mit dem Saum meiner Bluse das Blut aus meinen Augen, um endlich etwas erkennen zu können. Außerdem nutzte ich die Zeit dazu, mir zu versichern, dass mein Kopf nicht explodieren oder vom Hals purzeln würde, obwohl er sich so anfühlte, als müsste ich mit beidem zugleich rechnen.

Nachdem sich mein Blick halbwegs geklärt hatte, entdeckte ich auch meine Handtasche. Sie baumelte an meinem rechten Ellbogen und hatte sich mit den Henkeln einiger Plastiktüten verheddert, die ich eisern festgehalten hatte. Die verhedderten Henkel hatten mich daran gehindert, den Arm zu bewegen, und die Tüten selbst lagen über und unter meinen Beinen. War das nicht super? Meine Einkäufe hatten meine Beine eventuell vor weiteren Schürfwunden geschützt. Ich nahm das als göttlichen Fingerzeig, dass ich öfter einkaufen gehen sollte.

Durch diese spirituelle Unterstützung beflügelt, fummelte ich ungeschickt in der Handtasche nach meinem Handy und klappte es auf. Das segensreiche LCD-Display leuchtete auf, und ich tippte die 9-1-1 ein. Ich kannte das Prozedere, denn ich hatte schon einmal die Notrufzentrale angerufen, als Nicole Goodwin ermordet worden war und ich geglaubt hatte, die Schüsse seien auf mich gerichtet. Als die leidenschaftslose Stimme nach dem Grund meines Anrufs fragte, war ich vorbereitet.

»Ich wurde verletzt. Ich befinde mich auf dem Parkplatz –« Ich nannte das Einkaufszentrum, den Laden und den Eingang, vor dem ich lag, obwohl ich inzwischen technisch gesehen davor saß.

»Um welche Art von Verletzung handelt es sich?«, wollte die Stimme ohne Eile und ohne jedes Interesse wissen. Ich schätzte, die Frau in der Telefonzentrale war der Meinung, dass ich nicht schwer verletzt sein konnte, wenn ich noch telefonieren konnte, und vermutlich hatte sie damit recht.

»Eine Kopfverletzung; ich glaube, ich habe eine Gehirnerschütterung. Blaue Flecken, Abschürfungen, andere kleine Verletzungen. Jemand hat versucht, mich zu überfahren, aber inzwischen ist sie verschwunden.«

»Handelt es sich um häusliche Streitigkeiten?«

»Nein, ich bin heterosexuell.«

»Madam?« Erstmals hörte ich einen Anflug von Gefühl in der Stimme am Telefon. Bedauerlicherweise war dieses Gefühl Verwirrung.

»Ich sagte, ›sie ist verschwunden‹, und Sie haben daraufhin gefragt, ob es sich um häusliche Streitigkeiten handelt, und darauf habe ich geantwortet, nein, ich bin heterosexuell«, führte ich geduldig aus, was angesichts der Tatsache, dass ich blutend auf dem ekligen Asphalt saß, meine Selbstbeherrschung illustrieren sollte. Ich gebe mir wirklich redlich Mühe, nicht ausgerechnet die Menschen zu verärgern, die mir möglicherweise Rettung schicken. Ich sage »möglicherweise«, weil ich bislang noch nicht gerettet worden war.

»Ich verstehe. Wissen Sie, um wen es sich bei dieser Person handelt?«

»Nein.« Ich wusste nur, dass sie eine durchgeknallte Kuh war, der es nicht erlaubt sein sollte, eine Schubkarre zu lenken, von einem Buick ganz zu schweigen.

»Ich schicke einen Streifenwagen und einen Krankenwagen zu Ihnen«, sagte die Frau am Telefon, die inzwischen ihre professionelle Distanz wiedergefunden hatte. »Bitte

bleiben Sie am Apparat, ich brauche weitere Informationen.«

Also blieb ich am Apparat. Auf ihre Nachfrage hin nannte ich meinen Namen und meine Adresse, meine Festnetznummer und meine Handynummer, die sie wahrscheinlich längst hatte, weil ich meine Nummer nicht unterdrückt habe und mein Handy zusätzlich einen GPS-Dienst integriert hat. Wahrscheinlich hatte sie mich längst angepeilt, lokalisiert und überprüft. Ich verzog insgeheim das Gesicht. Bestimmt wurde mein Name bereits im Polizeifunk durchgegeben, was bedeutete, dass ein gewisser Lieutenant J. W. Bloodsworth ihn hören würde und wahrscheinlich eben jetzt in seinen Einsatzwagen sprang und das Blaulicht einschaltete. Ich hoffte schwer, dass die Sanitäter vor ihm eintrafen und das Blut aus meinem Gesicht wuschen. Er hat mich schon einmal blutüberströmt gesehen, aber trotzdem ... ich bin eben eitel.

Die automatischen Türen des Kaufhauses glitten auf, und zwei Frauen kamen heraus, die fröhlich plaudernd ihre Beute nach draußen schleppten und an den geparkten Autos entlanggingen. Sowie mich die erste gesehen hatte, kreischte sie auf und blieb stocksteif stehen.

»Kümmern Sie sich nicht um das Gekreische«, erklärte ich der Frau in der Notrufzentrale. »Da hat sich nur jemand erschreckt.«

»O mein Gott! O mein Gott!« Die zweite Frau kam auf mich zugelaufen. »Wurden Sie überfallen? Ist Ihnen was passiert? Was ist passiert?«

Ich will es mal so sagen, es ist echt nervig, wenn die ersehnte Hilfe erst eintrifft, nachdem man sie nicht mehr braucht.

Der Parkplatz war voller Blaulichter, kreuz und quer abgestellter Autos und uniformierter Männer, die größtenteils herumstanden und redeten. Nachdem niemand gestorben war, gab es keinen Grund zur Eile. Eines der Autos mit blinkendem Blaulicht gehörte den Sanitätern, die Dwight und Dwayne hießen. So etwas lässt sich nicht erfinden. Ich mag den Namen »Dwayne« nicht besonders, weil der Mann, der Nicole Goodwin ermordet hatte, Dwayne hieß, aber das konnte ich dem Mann namens Dwayne kaum sagen, denn der war ein echt netter Mensch, der ganz ruhig und vorsichtig das Blut aus meinem Gesicht wischte und meine Kopfwunde verband. Meine Stirn war aufgeschürft, aber immerhin hatte ich keine Schnittwunden im Gesicht, was wohl bedeutet, dass ich bei der Landung irgendwie den Kopf eingezogen hatte. Gut für mein Gesicht, schlecht für meinen Kopf.

Sie bestätigten meine Diagnose, dass ich vermutlich eine Gehirnerschütterung hatte, was in gewisser Hinsicht befriedigend war – ich behalte gern recht –, in anderer Hinsicht jedoch entmutigend, weil eine Gehirnerschütterung meinen ganzen Terminplan über den Haufen werfen würde, der schon eng genug war, ohne dass ich diese Art von Behinderung eingerechnet hatte.

Einer der Streifenpolizisten war Officer Spangler – ich kannte ihn von damals, als Nicole ermordet worden war. Ich lag flach auf meiner Rollbahre, und er nahm meine Aussage auf, während die Sanitäter mich geschickt abwischten, verbanden und transportbereit machten, als Wyatt angefahren kam. Ich brauchte nicht einmal hinzusehen, um zu wissen, dass er es war, denn das erkannte ich an dem Reifenquietschen und dem abschließenden Autotürknullen.